

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (2006)

Heft: 4

Artikel: Eilen und weilen, warten und eingreifen : Hebammen und Medizin im Engadin und Münstertal. Teil 2

Autor: Frei Haller, Barbara / Schorta-Thom, Lucrezia

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eilen und weilen, warten und eingreifen: Hebammen und Medizin im Engadin und Münstertal

Von Barbara Frei Haller,
in Zusammenarbeit
mit Lucrezia Schorta-
Thom

Teil 2

Vorbemerkung: Im Bündner Monatsblatt 2/2006 gingen die Autorinnen auf die Geschichte der Hebammen in Graubünden ein. In diesem zweiten Teil porträtieren sie drei Hebammen in ihrem Alltag.

Alle drei Hebammen sind aus einfachen Verhältnissen im Engadin oder Münstertal aufgebrochen in die fremde Stadt Chur für die Ausbildung zur Hebamme. Sie wurden mit viel Neuem und Fremdem konfrontiert, das sie auf unterschiedliche Weise erlebt und in ihrem Beruf als Hebamme verarbeitet haben. Vor dem Hintergrund der Medizingeschichte der Geburt und den kantonalen Verhältnissen und Gesetzgebungen im 19. und 20. Jahrhundert wird klar, dass die Hebammen starke und kämpferische Frauen waren und heute noch sind.

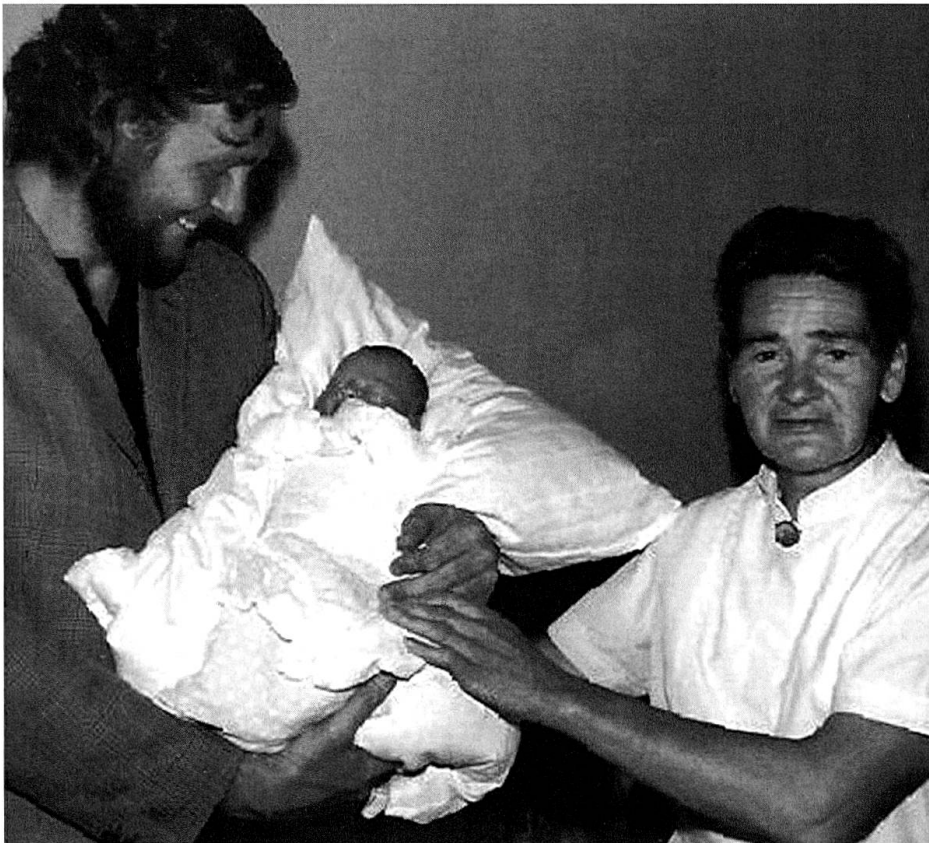
Portraits von Hebammen im Engadin und Münstertal

Die Interviews wurden hauptsächlich in schweizerdeutsch und zu einigen wenigen Themen in romanisch geführt. In einer entspannten Atmosphäre wurden Ziel und Zweck der Befragung dargelegt. Das Tonmaterial konnte mit anfänglich ausgedehnten Spontanerzählungen, mit vereinzelt Zwischenfragen und zu einem späteren Zeitpunkt mit Rückfragen gesammelt werden. Ziel war es, ein leicht lesbares, spannendes Transkript zu erstellen, das aber sprachliche Eigenheiten (z.B. bestimmte schweizerdeutsche Wendungen) der Interviewpartnerinnen oder die besondere Hervorhebung eines Satzes oder einer Bemerkung nicht verwischte. Einschübe mit Ergänzungen zur näheren Erklärung einer Aussage wurden in [...] gesetzt. Eine Transkription von Schweizerdeutsch in Deutsch ist trotzdem problematisch. Die gewählte Form wurde von den Interviewpartnerinnen autorisiert.

«Alle nennen mich Tanta Mica»

«Zweimal musste ich zum Grossvater laufen.»

«Am 10. Dezember 1918 kam ich in Ardez zur Welt. Ich war die älteste von sechs Kindern, von vier Buben und zwei Mädchen. Wir sind alle zu Hause geboren und an die Geburt meiner zwei jüngsten Geschwister kann ich mich sehr gut erinnern. Meine jüngeren Geschwister und ich waren alle am Schlüsselloch zur Stüva versammelt. Meine Mutter war mit meiner Grossmutter drin. Es gab einen Schrei und mein Vater hat mich zum Grossvater geschickt. Ich sollte ihm die Ankunft des *poppin* [des Neugeborenen], *ün pop* [einem Jungen] mitteilen. Von ganz unten im Dorf, wo wir wohnten musste ich bis zum letzten Haus am anderen Ende des Dorfes laufen. Als ich zurückkam, schickte mich mein Vater gleich nochmals zum Grossvater, denn in der Zwischenzeit war nochmals ein Junge zur Welt gekommen. Ich war damals 13 Jahre alt und verstand noch nicht alles, was da vor sich ging. Meine Mutter war zwar sehr dick gewesen, aber gleich zwei neue Geschwister hatten wir nicht erwartet. Die freudige Rennerei ist mir aber in guter Erinnerung geblieben.»



Domenica Clalüna-Fratschöl

Ardez, *1918, aufgewachsen im Unterengadin, verwitwet, keine eigenen Kinder, aber 14 Patenkinder (Foto ca. 1970)

«Meine Mutter hat es vorausgesagt»

«Unsere Grossmutter hat meine Mutter bei allen Geburten begleitet. Früher war meine Urgrossmutter Hebamme. Meine Mutter hat es voraus gesagt, dass ich Hebamme werden würde. Als ältestes Kind hatte ich schon einige Dinge mitbekommen. Es ist ein sehr schöner Beruf. Ich würde wieder Hebamme sein wollen in meinem nächsten Leben. Sterben werde ich mit «Poppi- und Hebammeluft».

1938 bis 1939 war ich für ein Jahr in Chur zur Ausbildung am Frauenspital Fontana. Im Oktober [19]39 kehrte ich zurück und wurde Hebamme im Kreis Surtasna, zuständig für Garsun, Guarda, Ftan, Lavin, Susch und Ardez. Während den folgenden 50 Jahren habe ich zur Hauptsache Hausgeburten betreut. Als Aushilfe habe ich im Spital Samedan, Scuol und Chur gearbeitet. Es waren mehr als 1000 Geburten: Kein Kind ist dabei gestorben und auch keine Mutter. Das Wartgeld, das ich für meinen Beruf als Hebamme bekam war ein «Trinkgeld». Privat haben mich die Wöchnerinnen mit 25 Franken bezahlt. Dafür bin ich während 10 Tagen, zweimal pro Tag, auf Besuch gegangen. Zu Beginn mit Ross und Wagen, im Winter habe ich den Schlitten vorgespannt. Einmal war ich nachts im Schneesturm unterwegs. Oft habe ich auch weite Strecken zu Fuss zurückgelegt, später bin ich auch mit dem Zug oder Auto gereist. Meine Bücher [Geburtsregister] habe ich gut geführt. Jeweils im Dezember musst man sie an den Hausarzt und Bezirksarzt einsenden. Für die tadellose Führung wurde ich immer gelobt.»

Die schwangere Ziegenhirtin auf der Alp Chasura

«1945 habe ich geheiratet. Ich habe keine Kinder bekommen können und muss damit sterben, dass ich keine Kinder habe. Ich habe 14 Gottenkinder.

Sofort als es Telefone gab, hatten wir eines. Auch ein Auto hatten wir sehr früh und mein Mann hat mich nach den Geburten jeweils abgeholt. Einmal musste er mich in Scuol bei strömendem Regen abholen, bei Dr. [Martin] Büsing zu Hause, obwohl ich bei einer Geburt auf einer Alp auf Motta Naluns gewesen war. Eine Ziegenhirtin von Scuol wollte dort oben, ziemlich weit oben, gebären. Sie hatte eine gute Geburt, am Boden auf einer Matratze. Es gab nur einen kleiner Dammriss. Dr. Büsing von Scuol wurde gerufen und musste nur drei Stiche geben. Während er nähte, räumte ich das wenige, das es gab, auf. Er bestand darauf, dass ich mit ihm zusammen nach Hause fahren würde. Es war morgens um drei Uhr und es hat geregnet! Nie mehr habe ich so etwas gesehen, es

hat uns beinahe nach Scuol gespült! Dr. Büsing bestand darauf, dass ich bei ihm noch einen Kaffee trinken kam. Seine arme Frau musste morgens um drei Uhr aufstehen und uns einen Kaffee kochen. Noch heute, zwölf Jahre später, wenn mich Dr. Büsing antrifft, lachen wir über die Chasura-Geburt. Zehn Tage lang bin ich damals mit dem Zug nach Scuol gefahren und dann zu Fuss auf die Alp zur Nachkontrolle.»

«Tanta Mica, es isch wieder sowiit»

«Ich habe viel erlebt mit den Frauen, viel Schönes, nichts «wüeschts». Sie kamen zu mir und sagten: «Es isch wieder so wiit!» Meistens kamen die Erfahrenen, wenn sie die ersten Kindsbewegungen spürten, also etwa mit 4 1/2 Monaten. Drei Wochen vor der Geburt habe ich sie wieder untersucht, dazwischen habe ich die Frauen kaum berührt. Herzkontrolle habe ich ab dem 4. Monat gemacht [mit Hörrohr]. Die Erstgebärenden hatten immer viele Fragen. Sicherheit hat man ihnen vermitteln müssen. Eine nervöse Hebamme ist nichts, die werdende Mutter merkt alles. Zeit haben war das Wichtigste. Die Mutter so annehmen wie sie war, das machte sie ruhig. Der psychische Teil war immer ein enormer Eindruck.

Im Winter hat man das Bett in die Stüva geholt. Es wäre zu kalt gewesen im oberen Stock, das waren nicht moderne Wohnungen wie heute. Dort blieb es dann eine Woche. Die Aufgabe der Ehemänner war Feuer zu machen, zu wärmen, die Kinder ruhig zu halten und Kaffee zu kochen.

Während der Eröffnungsphase läuft die Frau in der Stüva herum. Die Geburt ist im Bett, nicht wie bei der Ziegenhirtin auf der Matratze am Boden. Die Frauen haben auf die Zähne gebissen. Ohne Schmerz kein Kind! Es gehört dazu! Mit «a chlii Buchweh chunt keis Poppi uf d'Welt». Die Hebamme braucht viel Zeit und Geduld. Ich habe die Frauen abgelenkt. Die Kinder sind da, Besuch von Mutter oder Schwestern kommt, der Mann, die Katze lenken ab. Ich habe mitgeatmet, mitgespürt und fast selbst Wehen bekommen. Den Rücken massieren, oder Dolantin¹ spritzen.

Die Nachgeburt wurde bis zum ersten Wochenbettbesuch unter dem Bett behalten. Das wurde uns in Chur eingetrichtert. Sie darf nie sofort weggebracht werden. Man musste sie dem Arzt zeigen können, ob alles vollständig abgelöst worden war. Nachher wurde sie in einem Topf oder Plastiksack im Stall oder Keller vergraben, später verbrannt in modernen Heizungen, kremiert! Aber es ist etwas, das zur Mutter und dem Poppi gehört hat. Das darf man nicht fortwerfen!»

«Ich verstand mich gut mit den Ärzten»

«Zweimal musste ich den Arzt rufen wegen einer Nachgeburt. Ohne Narkose, ohne Spritze, natürlich mit Handschuhen hat er nachgeholfen. Es war kein Grund, deswegen ins Spital zu gehen.

Ich verstand mich gut mit den Ärzten. Es gab nie Probleme. Hierher kam immer der Zernezer Arzt. Dr. Werner, das war ein Mensch! 28 Jahre habe ich mit ihm gearbeitet. Frauen mit ein bisschen mehr Blut gab es immer, aber nie zu viel, deswegen musst ich den Arzt nie rufen. Genäht habe ich nie. Wir haben es in der Hebammenschule nicht gelernt. Eine Zeitlang wurde es ihnen beigebracht. Sie haben es aber wieder aufgegeben, sie durften wieder nicht mehr nähen. Der Arzt musste kommen, auch zu Zwillingen.

Meinen Koffer habe ich an eine Kollegin verschenkt. Er war gross, schwer, mit vielen Sachen drin: alle Instrumente, Zangen, Stethoskop, eine Schüssel zum Desinfizieren, Unterlagen, Desinfektionsmittel, Alkohol, Lysoform², keine Medikamente.»

«Sie haben eine Meinung, wenn sie schon am ersten Tag aufstehen»

«Das Wochenbett wurde fünf bis sechs Tage eingehalten. Die Frauen durften nicht in den Stall gehen, nichts tragen, aber schon ein bisschen aufstehen. Heut gehen sie vom Spital nach Hause, wenn die Geburt vorbei ist. Wenn die Geburt vorbei ist, ist auch das Wochenbett vorbei. Heute gibt es viel Technik im Spital. Die Mütter müssen nachher immer zum Arzt, auch die Poppis, alle haben sie Krankheiten davon! Man wird sehen was es daraus noch geben wird!

Die Frauen haben eine Meinung, wenn sie schon am ersten Tag aufstehen. Aber sie brauchen doch Erholung, die Mütter! Sie sind müde von neun Monaten schwanger sein. Die Geburt macht müde. Es ist keine Krankheit, aber Erholung brauchen sie doch. Mütter mit Grossmüttern hatten es einfach, andere die alleine waren, hatten es schwer und mussten gleich wieder zupacken. Über das Wochenbett wussten die Frauen mehr, als sie heute wissen. Die Geburt ist schon etwas Natürliches und trotzdem sollen sie gut schauen.

Ich habe die Frauen vorher manchmal neun Monate lang betreut, auch nachher sehr lange. Es war immer wieder schön vorbeizuschauen und beide [Mutter und Kind] wieder zu sehen. Die Mütterberatung war inklusive. Haushebammen machten das gratis. Ich ging gerne vorbei und habe sofort gesehen, wenn et-

was fehlte. Früher hat man lange gestillt, während einem Jahr. Die Kinder waren gesund und lustig. Die Mütter, die lange Stillen sind unkompliziert. Heute ist Stillen auch wieder in. Die Frauen haben begriffen, dass Stillen wichtig ist.»

«Sie jammern nur, sind ängstlicher als früher»

«Ja, ich gab auch Ratschläge, was die Frauen essen sollten. Fast wichtiger war aber Mut machen. Besonders bei den Erstgebärenden musste man viel reden und sich viel Zeit nehmen. Einige hatten es [die Schwangerschaft] als etwas Fürchterliches angeschaut. Aber sie hatten nur Angst. Ich muss staunen was die jetzt erzählen, wenn sie aus dem Spital kommen [von den vorgeburtlichen Ultraschalluntersuchungen]. Sie jammern nur, haben Angst, aber die Schwangerschaft ist etwas Normales.

[Geburts]Vorbereitungskurse, bringt das etwas? Auch zu mir sind die Frauen immer gekommen, oft sind sie gekommen. Von Turnen hat man damals nicht geredet. Mit der Atmung habe ich am meisten investiert. Wenn sie in die Kontrolle kamen, haben wir das geübt!

[Schwangerschafts]Beschwerden hatten die Frauen selten. Ab und zu gab es Blutarmut, dann habe ich sie zum Arzt geschickt. Ich habe keine Kräuter verabreicht, kein Tee, ja Tee hat man nicht gegeben. Die heutige moderne Ernährung war noch nicht bekannt. Die Winter waren lang. Sie haben alles gegessen: viel Kohlenhydrat, Butter, Käse, Eier ... viele machen heute Diät während der Schwangerschaft, aber das ist nicht gut für das Kind und die Mutter.

Beratung in Familienplanung habe ich auch gemacht... in gewissen Fällen immer wider! Heute schlucken sie die Pille: schlucken drauflos und fertig Schluss! Schöne Beziehungen hat es gegeben damals. Heute sind die Beziehungen nicht besser. Viele werden geschieden, fast jede zweite Ehe, trotz dem modernen Zeugs, ... es muss wieder anders werden!

Die Frauen haben es heute nicht besser als früher, obwohl es schwerer war, damals. Es gab kein Bad[zimmer mit Badewanne], keine [Wasch]Maschine, kein Elektrisch[es Licht] und keine [Küchen]Kombinationen [mit Herd, Backofen und Abwassertrog]. Sie waren zufriedener als die heutigen Mütter, trotz der Einfachheit.»

«Kommt die Hausgeburt wieder, frage ich mich oft»

«Gebären tun die Frauen immer noch gleich wie früher, aber sie haben mehr Angst. Am liebsten würden sie ohne Wehen und

Schmerzen gebären. Die Frauen sind ängstlicher heute. Im Spital wird eingeleitet, eine wüste Spritze, aber die Frauen wollen das, *ma bain* [romanisch: also gut]!

Es wird nicht mehr so wie es war, es gibt keine Hausgeburten mehr. Es ist keine Krankheit! Es wäre recht, wenn es wieder so wäre! Hunderte, die da rumlaufen, sind zu Hause geboren.

Unsere Mutter hat nie den Doktor gehabt. Die Zeiten ändern sich, es muss sich auch wieder ändern, es kann nicht so weiter gehen, weiter als es jetzt ist, kann es nicht gehen! Früher gingen die Hebammen kaputt - heute werden die Frauen im Spital kaputt gemacht!»

Zwillinge in vier Tagen

«Man erlebt viel in 50 Jahren. Zum Glück hatte ich nur einmal ein krankes Kind..., mit einem offenen Rücken. Es hat nur drei Tage gelebt und durfte dann sterben!

Immer wieder sprechen wir davon, die Mutter und der Junge, wie die Zwillinge geboren wurden. Heute ginge das nicht mehr so! Am 9. Juni, 1952 kam ein Junge zur Welt, eine ganz normale Geburt von acht Stunden. Wir wussten, dass da noch ein Kind kommen würde. Der Mutter ging es gut. Man wartete, hatte Zeit. Die Herztöne vom zweiten Kind waren immer da, aber die Frau hatte keine Wehen mehr nach dem ersten Kind. Wir haben gewartet. Als die Mutter ausgeruht war, nach zwei Tagen, kamen die Wehen wieder. Ein gesundes Mädchen wurde am 11. Juni geboren, zwei Tage später. Ich war vier, oder waren es 5 Tage?... war ich da. Ich durfte die Mutter nicht alleine lassen. So lange die Herztöne gut waren, brauchte es ja keine Wehenmittel. Angst darf man nicht haben, man muss sicher sein, dann geht es schon gut! Heute wäre das eine Weltsensation..!»

«Ich habe mit 14 Jahren meinen Eltern gesagt, ich wolle die Hebammenschule machen»

«Dort hatte ich nie Ferien, es gab keinen Lohn. Kost und Logis wurde vom Kanton bezahlt.»

«Zuerst habe ich zwei Jahre als Schwesternhilfe in Chur am Kantonsspital gearbeitet. Ab 1946 war ich für 18 Monate am [Frauenspital] Fontana an der Hebammenschule. Dort hatte ich nie Ferien, es gab keinen Lohn, wir haben überhaupt nichts verdient. Kost und Logis wurde vom Kanton bezahlt. Für alles andere mussten wir selber aufkommen. Samstags konnten wir ab



Annetta Bass – Pitsch

*1921, aufgewachsen
im Münstertal, verheira-
tet, 2 Kinder

und zu ausschlafen. Jeden Tag von 9-11 Uhr hatten wir bei Dr. Scharplatz Unterricht, von 2-4 Uhr bei Schwester Martina und dazwischen haben wir gearbeitet. Es war schon eine strenge Zeit! Dr. Scharplatz war wie ein Vater,... aber er konnte auch ganz anders sein. Wie Rekruten, mussten wir gerade stehen, aufstehen, wenn er ins Zimmer trat. Oder die Oberschwester R., das war eine Hexe. Wenn es irgendwo noch ein Tröpfchen hatte, musste man [mit Putzen] nochmals von vorne anfangen.

Wir waren 6 Schülerinnen. Es haben immer zwei und zwei miteinander gearbeitet. Als ich fertig [ausgebildet] war, hätte ich eine Stelle in Chur gehabt, aber Dr. Helfenberg im Münstertal wollte eine jüngere Hebamme haben. So bin ich halt wieder zurückgekommen. Zuerst war ich für Tschier, Lü und Fuldera zuständig. In Sta. Maria war eine ältere Hebamme tätig. Sie wollte noch nicht aufgeben, musste dann aber fast 80-jährig, weil sie nicht mehr gut sehen konnte. So kam auch noch Sta. Maria und Valchava dazu.»

Wartgeld: «So tuen i doch nid schaffe!»

«Am Anfang bekam ich Fr. 24 pro Geburt, bei einer Hausgeburt. Dafür bin ich 14-mal oder 10- bis 12-mal [in der Zeit des Wochenbettes] zu Besuch gegangen. ... so tuen i doch nid schaffe!

Ich fragte eine Kollegin von Ilanz - wir waren zusammen in die [Hebammen]Schule gegangen - ob sie auch so einen [geringen] Zahltag hätte. Ja - und meinte, da sie Jahr um Jahr so gelebt hätte und so gearbeitet, für sie reiche das! So habe ich [an die Gemeinden] geschrieben. Dann sind sie auf Fr. 40 - und dann auf Fr. 60 in den 50er Jahren, 5 oder 15 Rappen in der Stunde [eingestiegen]! 10 bis 14 Tage war die Wochenbettpflege. Verdient hat man nichts, man musste nur Freude daran haben.

Fr. 160 Wartgeld habe ich pro Jahr (lacht ganz laut) erhalten! Die Gemeinden berechneten das Wartgeld nach Einwohnerzahl: Fr. 1.- pro Person, Fr. 100.- ... Fr. 120.- von den Gemeinden, je nachdem. Fuldera bezahlte auch Fr. 100.-. Lü bezahlte Fr. 70.-. Um das Geld musste ich beinahe noch betteln gehen, damit sie mir es ausbezahlt haben. In Sta. Maria war es das gleiche. Als dann Regina [...] aufgehört hatte ging ich noch für ein Jahr in Müstair arbeiten. Doch dann beschloss ich, dass ich nicht weiter meinen Zahltag erbetteln wollte. Besser wurde es, als ich im Spital gearbeitet habe und vom Spital aus angestellt wurde. Der Lohn war dann besser.»

Hygiene, Sterilität: «Vorher isch es doch au gange»

«Mit der Wäsche war es am Anfang meiner Tätigkeit schon schlimm. Bei der zweiten Geburt [die ich betreute], hatte ich nur vier Leintücher zur Verfügung gehabt, kein Licht, kein Wasser! Es war furchtbar. Ich musste in der Nacht hingehen, und ich wünschte mir in diesem Moment, dass ich nie hierher [ins Müstertal] zurückgekommen wäre, um Hebamme zu sein. Die Frau hatte schon lange vorher einen Blasensprung gehabt, beim Heuaufladen. Mich angerufen haben sie erst um Mitternacht. Ich wollte so ruhig wie möglich sein und schauen, dass es bald hell wird. Es gab nur eine Petroleumlampe. In der Küche hat es Löcher gehabt. Ich bin hingefallen, und seit damals habe ich Rückenschmerzen! Im Verlauf des Vormittags ist ein Junge zur Welt gekommen. Die Frau war eine Erstgebärende. Es [der Damm] hat gerissen, fast 2 cm. Das Kind war vier Kilogramm schwer oder etwas mehr. Es gab keine Waage. Ich liess den Arzt rufen. «Ja ist denn das eine neue Mode?» hat er mich gefragt. Man hatte uns eingeschärft in Chur, dass wir einen Arzt zum

Nähen holen müssen. Der Arzt hat nur gelacht. Die alte Hebamme hatte reissen und nicht nähen lassen. Zweimal pro Tag bin ich nach Lü hinaufgegangen. Der kleine Bub wollte und wollte nicht trinken. 15 Tage bin ich zu Fuss hingegangen. Sauber war es nicht, keine Wäsche gab es. Ich habe meine Mama nach alten Leintüchern gefragt, diese zerschnitten und mit dem Bügeleisen steril gemacht. Keine Binden waren da! Die Frauen meinten, ich sei modern eingerichtet: «Wieso machsch du das jetzt eso, vorher isch es doch au gange». Früher hat man im Wochenbett ein Stück vom Leintuch genommen und zwischen den Beinen hochgezogen. Wenn am anderen Tag die Hebamme kam, war das [Laken] hart und man hat es am Brunnen ausgewaschen.

Damals hat es mehr Hausgeburten gegeben. Aber die Bauernfrauen wären gerne ins Spital gegangen, damit sie 10 bis 12 Tage Ruhe gehabt hätten. Aber das war zu teuer und man hat das Geld dazu nicht gehabt. Und sie wollten zu Hause [gebären]. Das war so Mode gewesen und eine andere Mode einführen ... konnte man ja nicht. Als dann plötzlich eine angefangen hat ins Spital zu gehen, wollten die anderen auch!«

Das Wunder in der Waschküche

«In Lü gab es grosse Familien mit 8, 9 oder 12 Kindern. Frau S. hatte vier Kinder, fast jedes Jahr war sie schwanger. Sie wohnten [in] sehr einfach[en Verhältnissen], aber sauber. Als sie das Haus umbauten, haben sie sich in der Waschküche einquartieren müssen. Die Gemeinde hat nicht geholfen, die Leute waren sehr arm. Dort kam das fünfte Kind [zur Welt]. Im ganzen Tal hat man davon gesprochen, dass die Frau das Kind in der Waschküche, im Keller bekommen hat. Wie hat das wohl ausgesehen? Aus Neugier wären sie alle gerne gekommen, zum Schauen. Eines Tages kam der Pfarrer von Sta. Maria. Er wollte das Wunder in der Waschküche anschauen. Ich habe gefragt: «Ja bringen sie dieser Frau etwas mit?» – «Nein?» – «Dann brauchen sie gar nicht rein zu kommen, gehen sie nur wieder.» Nur aus «Gwunder» wollte der Pfarrer kommen. Er hätte doch ein Bon für den Laden, oder ein «Nötli» [Geldschein] bringen können. Die Leute hätten es gut gebrauchen können. Nichts! Unserer Pfarrer [der Pfarrer vom Gemeindegebiet, auf dem die Geburt stattgefunden hatte] hätte kommen sollen, nicht der aus Sta. Maria. Nur um es als Wunder von der Kanzel herunter predigen zu können! Die Frau hat mich gefragt, wer denn da draussen sei. – «Der Pfarrer!» – «Ja um Himmels Willen, der wird doch wohl nicht reinkommen wollen!» – «Nein, ich habe ihn schon weggeschickt!» Es

war einfach eingerichtet wie in einer Alphütte: da ein Bettchen, dort noch eins, ein Doppelbett für alle! Ich bin vom Kind auch noch Gotte [Patin] geworden. Ich bin von drei Kindern – vom Gebärsaal weg – Gotte geworden. Ich hätte mich nie getraut, nein zu sagen. Ich habe jetzt noch ein schönes Verhältnis [zu den Patenkindern]. Später, als ich diesen Pfarrer an einer Beerdigung wieder getroffen habe [er hatte die Stelle gewechselt], hat er mir gesagt: «Sie sind eine ziemlich radikale Hebamme gewesen!»

Der Träumer im Stall

«Eine andere Frau hatte ihr erstes Kind zu Hause geboren. Bei der zweiten Geburt musste sie unbedingt ins Spital, wegen Nierengeschichten, wegen der Gefahr einer möglichen Eklampsie³. Sie schickte ihren Mann ein Taxi rufen, das mich abholen sollte. Doch er hat erst viel später ganz aufgeregt angerufen. Als ich ankam, war das Kindlein schon da. Sie [die Mutter] lag angezogen auf dem Sofa, die Nachbarin war da und fragte mich, wieso ich denn so lange gebraucht hätte. Der Mann verliess wortlos die Stube, als ich erklärte, dass der Anruf erst vor einer Viertelstunde gekommen sei. Zum Schluss kam aus, dass der Mann in den Stall ging, statt, mich sofort anzurufen. Nahm dort ein Buch, er war ein Träumer, dieser Mann, und las. Plötzlich ist es ihm in den Sinn gekommen, die Hebamme zu rufen! Nun da sie schon geboren hatte, beschloss ich, nicht mehr mit ihr ins Spital zu gehen. Doch nun mussten wir ihr ein Bett bereitmachen. Es wurde eines in die Stube hinein gebracht. Ich lege sie darauf, das Bett krachte zusammen und ich oben drauf (lacht laut)! Sie war eine schwere Frau, aber damals hatte ich noch Kraft. Wir haben Harassen geholt und etwas gebaut. Ich habe den Arzt angerufen. Auch er hat gelacht und mir geraten, nicht nach Hause zu gehen, zu achten, dass immer Wasser geht [dass die Wöchnerin immer Wasser lassen konnte, und somit die Nieren gut arbeiteten]. «*Na* [nei], das sind no Sache gsii!» Wenn man das heute jemandem erzählt, können sie sich das gar nicht vorstellen. Ich habe schon Vieles erlebt! Wenn man nach [einer Geburt nach] Hause kam und alles war gut gegangen, hat man dem Herrgott gedankt, aber so selbstverständlich war das auch nicht!»

«Ich habe mit 14 Jahren meinen Eltern gesagt, ich wolle die Hebammenschule machen»

«Ich bin am 30. September 1921 in Tschierv geboren worden. Ich habe mit 14 Jahren meinen Eltern gesagt, ich wolle die Hebammenschule machen. Wir waren auch nicht... wir mussten auch

sparen. Meine Mutter hat gesagt: «Kommt nicht in Frage. Wir haben kein Geld für die Hebammenschule.» Doch ich entgegnete, dass ich zwei gesunde Hände hätte und selber arbeiten könne. Der Bruno, mein Bruder, der Sohn, sollte eine Lehre machen können. Die Mädchen sollten richtig [lernen], den Haushalt zu machen, und das reichte für meine Mutter. Ich war damals 14 Jahre alt, «ja nu!» Ich dachte: Ich kann arbeiten und verdienen später auch. Ich muss nicht mit 20 oder 21 Jahren in die Hebammeschule gehen. Ich gehe, wenn ich es bezahlen kann und wenn ich reif genug dafür bin. Ich hatte einen Freund, der wollte mit Heiraten nicht warten. Aber bis ich die Hebammenschule nicht gemacht hatte, wollte ich nicht heiraten und brauchte auch keinen Freund «und nüt»! Ich bin erst mit 24 Jahren in die Hebammenschule. Ich musste zuerst sparen und sparen, damit ich Geld hatte, um die Schule bezahlen zu können. Es hat Fr. 800.- gekostet. Als ich nachher hier in Tschier, Fuldera und Lü Hebamme wurde, habe ich gesagt, sie müssen mir die Fr. 800.- zurückzahlen.»

Ich habe zwei eigene Buben. 1950 bei der ersten Geburt ging es ganz schlecht. Ich hatte keine rechten Wehen. Die Hebamme [im Spital] sagte am 10. [...] ich solle pressen, aber ich hatte gar keine Presswehen, nicht mal richtige Wehen! Sie meinte: «Ja, ja, du bist halt Hebamme und willst alles besser wissen.» Ich beschloss nach Hause zu gehen und die eigene Verantwortung zu übernehmen. Am 17. [...] am Abend haben die Wehen richtig angefangen und ich wollte nicht mehr ins Spital gehen. Schliesslich mussten sie die Zange nehmen. Ich dachte, das Kindlein sei nicht normal. Er hatte einen Monat lang Blut unterlaufene Augen. Mit drei Jahren hatte er eine schlimme Phase. Er packte und kratzte. Dr. Helfenberger meinte, dass es schon recht sei so. Diese Aggressionen hätten kommen müssen [wegen der Zangengeburt]. Er war ein Spätzünder in der Schule nach der Rekrutenschule ist er anders geworden. Heute hat er seinen [beruflichen] Weg gemacht.

1953, bei der zweiten Geburt gab es einen Kaiserschnitt. Ich wollte doch noch etwas anderes (lacht!). Ich war immer voll berufstätig. Wir haben zuerst bei den Eltern gewohnt, waren so versorgt. Sonst hätte ich das [voll berufstätig sein] nicht können. Einmal sollte ich unbedingt Stillen gehen und musste eine Gebärende verlassen! Sonst hatte ich nie zwei Gebärende gleichzeitig, ausser im Gebärsaal. Aber eine nach der anderen, das gabs! Ich war kaum nach Hause gekommen und musste schon zur Nachbarin weiter, ... es war eine schöne Zeit, aber auch anders. Mein

kleiner Sohn war immer wütend, wenn ich am Morgen nicht zu Hause war.»

Zurück im Tal: 2 verschiedene Welten

«In der [Hebammen]Schule hatten wir immer Handschuhe getragen. Hier im Münstertal nur für die Geburt. Man bedenke, im Gebärsaal... und hier in den Bergen, *naaaah* [Nein! War das ein Unterschied]! Man war selbständig und hat es so gemacht, wie es einem gepasst hat ... was hatte man anders machen wollen!

(Hatten Sie eigene Rezepte, vielleicht Tee oder mit Kräuter? Haben Sie den Schwangeren oder Gebärenden solche Sachen empfohlen?) Tee, Kräuter... gewöhnlicher Tee habe ich gegeben. Früchtetee, einfach kein Schwarztee. Ich habe keine «Chrütli» empfohlen. Es musste einfach etwas Warmes sein. Die Lage sollten die Gebärenden oft wechseln. Das hat viel ausgemacht, gebären lassen habe ich sie immer liegend. Sie konnten auf die Toilette, das war auch schon wieder Bewegung. Bei Wehen habe ich sie liegend gestützt, dann liegend ruhen lassen zwischen den Wehen, beim Pressen etwas Sauerstoff gegeben, das war auch gut für das Kindlein. Am Anfang gab es Lutschtabletten [Lingualtabletten] für die Geburtseinleitung. Vielleicht haben sie angesprochen, vielleicht auch nicht. Manchmal ging es schnell oder man musste doch warten.»

«Do dure gohts»

«Mit der Zeit gab es immer weniger Hausgeburten. Ab 1952 wurde ich im Spital angestellt. 15 Jahre habe ich im Spital gearbeitet. Nach 30 Jahren Hebamme sein, gab es ein Fest. Es wurde ein Zeitungsartikel über mich geschrieben, und man schenkte mir einen goldenen Reif mit Inschrift. Das war eine Überraschung ... (Man hat sie sehr geschätzt?) ja, ja ... zwischendurch war ich schon eine Freche gewesen. Man darf sich nicht alles gefallen lassen. Entweder ist man Hebamme oder dann nicht, oder? Man muss nicht [eine] Böse sein, aber man muss sagen können: «Do dure gohts» [Da lang geht es!]! Eine Frau hat [mir zum Jubiläum] geschrieben, ich hätte Sicherheit, Geborgenheit und Vertrauen ausgestrahlt, sobald ich im Zimmer stand.

Ich bin 40 Jahre, bis 1986, Hebamme gewesen und habe 638 Geburten betreut! Nach vier Jahren habe ich nochmals angefangen. Die jetzige Hebamme hat mich nochmals geholt. Ich wollte nur unter der Bedingung, dass Dr. S. erreichbar war. Aber jetzt hatten sie andere Methoden im Gebärsaal. Es hat anders ausgesehen, es war nicht mehr mein Gebärsaal. Es gab diese neue Maschine,

durch die man Herztöne abhören konnte [ein CTG]. Aber das stört doch die [werdende] Mutter. Täg, täg, täg, das hat mir auch auf die Nerven gegeben. Ich sagte: «Wenn ich mit meinem Holzstethoskop kommen darf, dann komme ich [wieder arbeiten]». Es hiess: Machen Sie nur, wie sie wollen.

Der zweite Abschluss war ein schöner Abschluss. Nicht wie der erste! Da war Schwester R. gewesen, die alle schlecht gemacht hatte. Sie wollte immer alles wissen, aber der Gebärsaal war mein Ding gewesen, nicht ihres!

Einmal muss man auch aufhören. Ich habe nie so viel verdient, wie damals, als ich ausgeholfen habe. Ich konnte es ein bisschen aufteilen auf die Jahre in denen ich «nichts» verdient hatte. Man sollte nicht wegen dem Geld Hebamme werden, es ist eine Berufung!»

«Die Türe ist dort zu und was dort drin ist, ist dort drin»

Ich habe ein schönes Verhältnis mit meinen Frauen. Sie kommen im Dorf auf mich zu und sagen: «Weisch no?» [Weisst Du noch?] Ich habe nicht viel verdient, aber habe nette Kontakte zu den Frauen. Sie müssen mich nicht grüssen, wenn sie nicht wollen.

Uneheliche Kinder gab es auch. Einmal durch eine Vergewaltigung. Die Frau war 18 oder 19, vielleicht auch 20 Jahre alt. Es war eine Arme. Sie hat geweint im Gebärsaal: «Was mach ich denn bloss!».... ich ging sie viel ins Tirol besuchen! Bei unehelichen [Schwangerschaften] muss man sehr viel Zeit haben. Zeit, Zeit, Zeit! Zeit lassen, und dann erzählen sie viel. Im Gebärsaal erzählen sie viel, dort drin. Die Türe ist dort zu und was dort drin ist, ist dort drin und fertig Schluss! Die Frauen erzählen so viel bei den Wehen. Am Tag darauf würden sie nie mehr so viele Sachen erzählen. Aber das vergisst man. Muss man einfach [vergessen]!

Am Anfang hat meine Mutter jeweils gefragt, wenn ich von einer Geburt heim kam: «Wie hat das Kindlein ausgesehen, sicher speziell? Hat sie geweint?» – «Was hättest du davon, wenn ich es dir erzählen würde?» Sie wurde immer wütend. Duonna Annamaria [...], eine Hebamme die früher neben meiner Mutter wohnte, hat immer alles erzählt: Wie laut diese oder jene Frau geschrien hatte ... «Ich darf dir nichts erzählen. Ich weiss nur, dass es dem Kind und der Mutter gut geht und morgen besuche ich sie wieder, und etwas anderes musst du nicht wissen.» Sie wurde richtig wütend ... aber es ging nur ums «Plagieren» [Angaben]!

Wir hatten Schweigepflicht und mussten einen Schwur ablegen. Im [Frauenspital] Fontana, im Büro von Dr. Scharplatz mussten

wir schwören, ... auch dass wir nichts mit einem Mann haben durften, dessen Frau gerade im Wochenbett war.»

Mit der Militäreskorte nach Chur

«Einmal mussten wir einen Kaiserschnitt machen. Die Wehen stellten immer wieder ab. Es ging nicht weiter. Das Kindlein hatte unter der Sectio zu viel Narkose bekommen. Mit etwas Sauerstoff hätte man helfen können. Nein, der Arzt liess sich nicht dreinreden von mir, der Hebamme. Mit dem Privatauto sind wir schlussendlich mit dem Kind nach Chur - über zwei Pässe- gefahren! In Küblis sind wir in die Alpabfahrt hinein geraten. Zum Glück, hat uns das Militär, das auch gerade da war, geholfen. Vier Motorfahrer haben uns bis Chur eskortiert. So schnell war ich noch nie in Chur gewesen! Dr. S., er wollte Recht haben, ob er recht hatte oder nicht! Man ist auch jemand, nicht wahr, wieso musste er mich als «Löli» [Trottel] blossstellen, wenn ich doch recht hatte?»

Schwester R.!

«Jedes Jahr war eine Hebammen-Versammlung in Chur vom Verband aus organisiert. Dr. Scharplatz hielt einen Vortrag. Der ganze Kanton kam. Man hat sich wieder einmal gesehen, ausgetauscht. Man konnte Dr. Scharplatz von [den Problemen] der Arbeit erzählen. Sein Kommentar: «Ja, so wird man schon selbständig und vom eigenen Dreck gibt es keine Infektionen!» Ich habe auch die Hebammenzeitschrift gelesen. Oder mit Dr. Z. war es immer sehr schön. Wir haben immer etwas behandelt, was passiert war oder auf dem Weg [aktuell war]. Mit Dr. S. haben wir das am Anfang auch gemacht, aber dann begannen die Probleme mit Sr. R. Sie war eifersüchtig. Sie hatte immer Dienst, wenn Dr. S. auch Dienst hatte bei einer Geburt. Einmal kam sie in den Gebärsaal und sagte, sie werde das Kindlein jetzt baden. Meine Antwort war: «Nein, sie können putzen, wenn sie wollen. Das Kindlein bade ich selber!» Dr. S. fragt etwas später nach Sr. R.. «Ja putzen hat sie nicht wollen und den Rest mache ich selber!» Sr. R. hat mich immer sehr geplatzt. Entweder haben im Gebärsaal die Windeln gefehlt oder ein Kessel mit dreckiger Wäsche stand in der Ecke, obwohl ich immer alles aufgeräumt und ersetzt hatte. Ich habe alle zusammengerufen, den Verwalter und alle und habe gesagt, dass es so nicht weitergehen würde. Entweder.....fertig Schluss, ich wolle sie nicht mehr im Gebärsaal sehen. Zu Dr. S. sagte ich: «Und mit ihnen kann man auch nicht mehr reden. Vorher haben wir immer etwas behandelt [re-

petiert] und jetzt nie mehr.» Dr. S. hat nichts gesagt. Aber an Weihnachten hat er mir einen Brief geschrieben, in dem er sich zwischen den Zeilen entschuldigt hat, aber nie persönlich! Die Sr. R. hat alles kaputt gemacht. Ich wollte aufhörendas war eine Hexe. Später, nach meiner Pensionierung traf ich sie in Müstair. Sie kam zu mir und lud mich zum Kaffee ein. Ich habe ihr gesagt, dass ich von ihr keinen Kaffee annehme, dass ich meinen Kaffee schon selber bezahlen könne...vielleicht war ich auch mal zu grob, aber wie sie uns geplagt hatte, so musste man auch zurückgeben.»

Katholisch und verhüten!

«Am Anfang hatte ich Mühe mit den Frauen von Müstair. Eine junge Familie hätte so gerne Kinder gehabt. Als es endlich klappte, kam eines nach dem anderen. Als ich den Ehemann per Zufall antraf, hat er mir erzählt, dass er seine Frau nicht mal anschauen könne und schon sei sie schwanger. «Da könnt ihr doch etwas dagegen machen!» Ich bin reformiert und sie waren katholisch! Die Frau hat später angerufen, ob wir nicht mal zusammen kommen könnten. Sie getraute sich nicht mehr mit ihrem Mann zu schlafen. Ich empfahl ihr die Spirale. Sie war entsetzt: «Jesses, wenn das die Leute wüssten!» –«Ja gehst Du denn rum erzählen, dass Du eine Spirale drin hättest?» Sie war auch besorgt wegen der Kirche und wegen dem Pfarrer. «Ja aber, Du gehst es ja nicht dem Pfarrer erzählen, dass Du eine Spirale drin hast? ... Ja oder [versucht es mit] Präservativen?» –«Er wisse nicht, wie damit umgehen!» – «Dann gehst Du nach Samedan, das ist so schnell gemacht, sagst es keinem Menschen, bezahlst die Fr. 150.- selber, gehst nicht mal den Arzt hier fragen!» Zwei Monate später war sie in Samedan gewesen. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, so dass sie fast nicht mehr schlafen konnte. Ich beruhigte sie und liess sie wissen, dass ich es bestimmt nicht weitererzählen würde. Ich riet ihr, wenn die Leute Fragen stellen würden, wieso sie nicht schwanger sei, solle sie zur Antwort geben, dass sie nun aufgepasst hätten! Es gibt nämlich schon solche Frechen, die solche Sachen fragen!»

Arme Leute, Reiche Leute

«Jede [Frau] so nehmen wie sie ist. Es war mir gleich, ob Frau Doktor oder ein armes Mädchen im Gebärsaal lag, alle waren gleich für mich. Alle waren zum Gebären da. Ich habe keine Unterschiede gemacht. Die Frau Doktor [Ehefrau vom Arzt vom Spital] hat auch bei mir geboren. Wenn der Ehemann kam

und fragte wie weit wir waren, hat sie, wenn er wieder draussen war gesagt: «Wieso kommt er dauernd? Der braucht gar nicht zu kommen, wir [Hebamme und Frau Doktor] haben es ja so schön miteinander.» Mehr Unterstützung brauchten schon die, die ein uneheliches Kind erwarteten, vielleicht nicht einmal wussten, wer der Vater war.»

Abtreibungen

«Mit dem [Abtreibungen] hatten wir nicht ... mit dem hatten wir nichts [zu tun], wenn es von selber gegangen ist, hat man nicht gewusst, ist etwas passiert oder nicht. Aber sonst, im Grossen und Ganzen hat schon jede Frau ihr Kindlein ausgetragen. Mit der Zeit konnte ich Binden einkaufen, und die Frauen konnten sie mir bezahlen. Es gab mehr Wäsche bei den Wöchnerinnen. Früher hatte ich immer in meinem Koffer sechs bis sieben Windeln bereit aus alter Bettwäsche, wenn die Frauen so armselig waren. Wir hatten auch nicht so viel [Geld], waren auch arm, aber Wäsche hatten wir.

Dann habe ich Unterlagen [Betteinlagen] kommen lassen, so dass das Bett weniger verschmutzt wurde. Aber ich habe immer gefragt, ob die Wöchnerinnen diese Unterlagen wollten. Diese haben Fr. 1.50 gekostet. Ich konnte ja nicht auch noch für sie bezahlen. Sie waren aber froh und nahmen vier bis fünf [Unterlagen].»

Lehrer und Akademiker sind kompliziert

«Bei Hausgeburten hat man mehr Kontakt mit der Familie gehabt. Ich habe noch schnell da ein paar Windeln zusammengelegt, dort die Betten gemacht oder das Geschirr abgewaschen. Im Spital musste man selber schauen, wie man Kontakt zum Vater oder der Mutter bekam. Mit den Lehrern wusste man nie, über was reden. So super intelligent waren die, auch kompliziert. Oder mit den Ärzten, die warteten, dass ihre Frauen gebären würden ... zum Teil waren das schon komische,was reden, ich habe jeweils lange studiert, über was ich mit ihnen reden sollte. Einen Arzt habe ich mal gefragt, wie er als Tierarzt einen Kaiserschnitt macht. Er hat erzählt und erzählt ... Ziegen seien die schlimmsten, das sei sehr diffizil, ... so bin ich fast auch noch Tierärztin geworden (lacht laut!).»

Eine böse Schwiegermutter

«Eine Gebärende hatte eine ganz böse Schwiegermutter. Die Geburt ging überhaupt nicht vorwärts. Nach Mitternacht hat sie

plötzlich anfangen zu weinen. Sie wäre so gerne ins Spital gegangen. Wenn sie Brot einkaufen ging, musste sie der Schwiegermutter jeden Fünfer abgeben. Am Morgen ging es immer noch nicht vorwärts. Ich gab ihr nochmals ein Klistier [aus Seifenwasser]. Die böse Schwiegermutter reklamierte, dass es noch nicht so weit war. Sie meinte, unter der alten Hebamme wäre das Kindlein schon längstens da gewesen. [Ich konterte, dass wir] unter diesen Umständen am besten ins Spital gehen würden. Die Frau war zu verkrampft, mit dieser Schwiegermutter [im Hintergrund]. Die Schwiegermutter war sehr verärgert, und die Gebärende ist sofort aufgeblüht. Dann kam der Jeep mit zwei Ballen Stroh hinten drin. Die Gebärende nahm vorne Platz, ich hinten auf einer Strohballe. Das war unser Transport ins Spital! Die Gebärende hat mich umarmt, war froh und gelöster. Nach sechs Stunden war das Kindlein da. Bei den anderen sieben Kindern durfte sie auch ins Spital.»

Möchten Sie heute nochmals als Hebamme arbeiten?

«Es gibt unterdessen viel zu viele Maschinen. Die Hebamme hat keinen richtigen Kontakt mehr mit den Frauen. Man pressiert mit den Frauen. Es geht alles maschinell. Man ist einfach nur noch eine Nummer. Das ist mein [persönliches] Gefühl. Beim Aushelfen habe ich all diese Geräte weggetan. Nein, das brauchte ich nicht. Ich habe bei der Geburt eine Herztontabelle geführt. Ein grosser Stapel von Büchern habe ich, mit dem [protokollierten] Verlauf von Geburten. Das heute muss doch auch alles bezahlt werden. Je mehr sie gebrauchen, desto teurer wird es. Ultraschall ist schon in Ordnung, aber nicht alle zwei Monate. Einmal am Anfang, dann zuletzt nochmals. Das sind doch Strahlen! Dann sehen sie etwas [abnormales] ... 9 Monate [Sorgen], hin und her. Eine Frau im Münstertal musste Kaiserschnitt machen lassen, weil der Ultraschall ergeben hatte, dass das Kindlein viel zu klein war oder eventuell nicht normal. Es war 3300 g schwer, normal und hat kräftig geschrieen. Sechs- bis sieben mal hatte man Ultraschall gemacht!Das dritte Kind hat sie ohne Ultraschall gekriegt!»

«So jetzt weisch, dass mit äre Hebamme ghürotet bisch!»

«Wir waren kaum verheiratet gewesen, als wir am ersten Tag beim Mittagessen sassen, und schon kamen sie mich rufen! Ich sagte zu meinem Mann: «So jetzt weisch, dass mit äre Hebamme ghürotet bisch!» Er hat das schwer verdauen müssen. Eifersüchtig war er manchmal. Er fragte, wieso das [die Geburten] so lan-

ge dauern. Bei meinen Geburten durfte er nie dabei sein,... nein, das war schon eine Krise, ein Durcheinander,... aber es hat funktioniert. Wenn man etwas [Ehe] versprochen hat, muss man es halten und fertig Schluss!

Und ich habe meinen Beruf gerne gehabt und das hat ihm viel geholfen. Er wurde Lastwagenfahrer. Drei Jahre war ich alleine mit den Buben. Er ging ins Unterengadin Lastwagen fahren. Alleine mit 5-, 10-jährigen, das ist nicht einfach, aber es ist gegangen und aus ihnen ist etwas geworden! Später war mein Mann Wegmacher, da war er auch nicht viel zu Hause! Die Buben haben unterdessen [wenn ich zu einer Geburt war] aufgeräumt. Wenn ich nicht da war, hat das tipp-topp funktioniert. Ich habe es [Hebamme sein] gerne gemacht, wirklich gerne gemacht und auf Vieles verzichtet bis ich das beieinander hatte. Meine Schwestern haben immer gesagt: «Wieso hast du nicht geheiratet?» Ich wollte die Hebammeschule machen, fertig Schluss! Ich bin halt so, wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe. Ich glaube, ich wäre sonst nicht hierher [zurück] zum Wohnen gekommen. Auch wenn ich hier aufgewachsen bin. Wenn ich diesen Beruf nicht gehabt hätte, wäre ich nicht hierher wohnen gekommen.»

«Ich habe die Frauen gern machen lassen, wie sie wollten, aber es isch immer uf mini Verantwortig gange»

«Der Gemeindepräsident fragte mich, ob ich nicht Hebamme werden möchte»

«Ich bin am 25. Dezember 1933 in Scuol geboren, als jüngste von fünf Kindern. Meine Eltern waren Bauern. Die Primar- und Sekundarschule habe ich in Scuol besucht. Als ich 18 Jahre alt war, ist meine Mutter gestorben. Ich habe mit meinem Vater weiter «gepuurt», aber ich wollte schon noch einen Beruf lernen. Ich habe dann an der Frauenschule in Chur Heimpflegerin gelernt. Als die Dorfhebamme in Scuol älter wurde, hat der Gemeindepräsident sich nach einer Nachfolgerin umgeschaut. Er fragte mich an. Zuerst dachte ich, nein, das kann ich nicht. Ich hatte es nie im Sinne gehabt. Da ich aber schon in einem Pflegeberuf tätig war, bin ich von der Frauenschule direkt ins Frauenspital Fontana gegangen. 1958 und 59 war ich im Frauenspital, für 1½ Jahre zur Ausbildung und ein halbes Jahr als ausgebildete Hebamme. Ich dachte, ich probiere es. Ich wusste nicht ob ich das kann. Dr. Scharplatz war damals dort [Chefarzt], ein Engadiner.



Cati Truog-Rauch

*1933, aufgewachsen
in Unterengadin,
verwitwet, 5 Kinder
(Foto 1975)

Er hatte ein Haus in Martina. Er war sehr fürs Engadin, er hatte eine Schwäche dafür. Meine Mutter war von ihm gepflegt worden und so hat er meine Familie gekannt. Mit seiner Unterstützung habe ich dann die Schule geschafft. Ich hatte gelernt für das Zurückkommen. Das Spital gab es damals schon.»

«Eine Hebamme sollte immer auch selber Kinder haben»

«Zuerst habe ich als Heimpflegerin und Hebamme gearbeitet. Ab April 1960 habe ich auch im Spital gearbeitet. Ich habe Ablösungen gemacht, hin und her! Dann bin ich in Scuol in ein Haus gekommen, wo eine Mutter von vier Kindern weggestorben war. In diesem Haus bin ich geblieben. Im Herbst 1960 habe ich geheiratet. Die Mädchen waren 14 und 12 Jahre alt, die zwei Buben 10- und 5-jährig.

Im Spital habe ich weiter ausgeholfen und Ablösungen gemacht. Das ging gut, die Mädchen waren ja schon gross und waren selbständig. 1962 habe ich eine Tochter geboren. Ich wollte eigene Kinder haben. Eine Hebamme sollte immer auch selber geboren haben. Aber als Hebamme selber ein Kind zu bekommen ist

schlimmer, also ich habe es so empfunden. Ich hatte allerdings eine schwere Geburt. So habe ich die Frauen immer sehr bewundert, wenn sie eine schwere Geburt hatten mit Komplikationen und nach zwei Jahren kommen sie trotzdem wieder, ohne Angst! Aber so ist die Natur.

Nach der Geburt habe ich als Hebamme weiter gearbeitet, neben Haushalt und Familie. Es gab eine sehr nette Frau, die in der Lingerie des Spitals arbeitete. Sie wohnte im unteren Stock unseres Hauses. Um 11 Uhr war sie fertig mit arbeiten und hat mir ab und zu geholfen, gekocht, was ich vorbereitet hatte, auch mal geholfen mit den Kindern, wenn ich bei einer Geburt nicht weg konnte. Oder die Gotte von meiner Tochter konnte ich anrufen: «Du chunsch's cho hole, muess go schaffe goo». Sie kam gerne. Ja, ich wusste schon welche Gotte ich für meine Tochter auswählen musste!»

Kindlein und Kälblein in der gleichen Nacht, unter dem gleichen Dach

«In den [19]60iger Jahren betreute ich zwei, drei Hausgeburten in Sent. Man hat mich abgeholt, zur Pflege bin ich gelaufen einmal pro Tag, später bin ich mit dem Postauto gefahren. Damals hatten noch lange nicht alle ein Auto. Als wir dann eines hatten, fuhr mich mein Mann mit dem Auto zu den Hausgeburten. Mein Mann hat mich gebracht und musste warten, er hatte viel Geduld. Im Gesamten habe ich nur etwa 15 Hausgeburten betreut. Als Dank war ich oft an die Taufe eingeladen gewesen. Einmal war ich bei einer Hausgeburt, als in der gleichen Nacht im Stall unten eine Kuh gekalbert hat. Als die Kindsgeburt vorbei war, hat der Bauer das Kalb aus dem Stall heraufgebracht und der Frau gezeigt. Das war sehr herzlich, er wollte es ihr unbedingt zeigen!

Damals war die Grossmutter da [mehrere Generationen habe unter einem Dach gelebt]. Das ganze Umfeld für die Hausgeburt stimmt heute nicht mehr. Man muss jemanden organisieren für den Haushalt im Wochenbett ... oder der Mann muss helfen. Bei den Hausgeburten schien mir alles viel weniger lang. Die Nachbarin kommt zu einem Schwatz, der Mann, die Kinder sind da, die Zeit vergeht schneller. Im Spital ist es viel langweiliger. Ich habe die Frauen nicht angetrieben, nicht gehetzt. Sie brauchten Bewegung, Ruhe, Zeit.

Im Wochenbett zu Hause kann die Frau bald aufstehen, wenn es gut geht. Im Fontana hat man die Frauen zuerst fünf Tage im Bett behalten! Auch beim Stillen war man streng. Alle vier Stun-

den hat man die Kinder gebracht. Nach einer Viertelstunde hat man sie wieder weggenommen. Das war nicht schön, dieser Stundenplan. Zu Hause konnten die Frauen das Kind bei sich haben und stillen wann sie wollten. Im Stillen hat man grosse Fortschritte gemacht. Es waren die Frauen, die sich dagegen gewehrt haben.

Eine Geburt zu Hause - wenn alles gut geht - dann ist das wunderschön. Bei der Familie sein, die älteren Kinder sind in der Nähe. Für eine Hausgeburt hatte ich immer etwas bereit, ein Packet mit Tüchern, das ich im Spital vorsterilisiert habe und Handschuhe hatte ich natürlich. Zu Hause war das viel einfacher, die Frauen waren an die Bakterien gewöhnt und es war weniger gefährlich. Um einen Dammschnitt oder Riss zu nähen, kam der Arzt ins Haus. Die Ärzte haben das nicht gerne gemacht, weil sie nicht unter gleichen sterilen Bedingungen arbeiten konnten, wie im Spital.

Als ich schon im Spital Vollzeit gearbeitet hatte, habe ich nachträglich noch einmal eine Hausgeburt betreut von einer Frau, die unbedingt zu Hause gebären wollte. Der Chef vom Spital hat gesagt ich solle hingehen, wenn die Frau das unbedingt wolle.»

«Aber einer, der Entscheidungen gefällt oder der mich weitergebildet hätte, das gab es nicht, ich habe mich oft alleine gefühlt.»

«1981 ist mein Mann in Pension gegangen. Zur selben Zeit hat es im Spital einen Wechsel gegeben und man hatte keine Hebamme mehr. Ich wurde angefragt und begann nun Vollzeit zu arbeiten. So war ich von 1981 bis 1995 angestellt im Spital Scuol. Ich hatte sehr Freude an meinem Beruf, aber es belastete mich, immer alleine zu sein. Anfänglich wurde ich nur in den Ferien abgelöst. Belastend, war auch, dass kein Gynäkologe da war. Der Chefarzt war Chirurg, der auch Geburtshilfe machte. Aber einer [Gynäkologe], der Entscheidungen gefällt oder der mich weitergebildet hätte, das gab es nicht. Ich habe mich oft alleine gefühlt.

Zu Beginn meiner Arbeitszeit in Scuol hatten wir 108 Geburten im Jahr, nachher gab es nie mehr so viele Kinder in einem Jahr. Nie mehr als 100, durchschnittlich waren 60–80 Jahr pro Jahr, jetzt sind es 40 bis 50 Geburten in Scuol. Erstens, weil heute die Familien nicht mehr so gross sind. Oder die Frauen gehen vermehrt nach Samedan zur Kontrolle und ins Spital. Sie wollen zu einem Gynäkologen. Das ist schwierig für die Hebamme, weil sie nicht mehr voll ausgelastet ist und ständig auf Abruf bereit sein muss ... und trotzdem muss sie auch mal frei haben.»

«Die Frauen damals konnten gerade so gut gebären wie die von heute. Die Frauen von heute wissen zu viel.»

«Damals war die Mütterberatung nicht organisiert, die Frauen kamen einfach zu mir. Man hat kein Turnen in der Schwangerschaft gekannt in den ersten Jahren. Die Frauen damals konnten gerade so gut gebären wie die von heute. Die Frauen von heute wissen zu viel. Sie lesen zu viel übers Gebären und wie gebären. Ich habe gelernt, dass die Frauen im Bett geboren haben und nachher erst sind diese «Stüheli» [Maiahocker] gekommen. Im Wasser habe ich keine betreut, dazu hätte ich einen Kurs machen müssen, aber ich habe mich zu unsicher gefühlt. Auf dem Stuhl habe ich schon gebären lassen, aber ich bin nicht gerne auf den Boden gekniet, aber wenn sie unbedingt wollten, ist das schon gegangen. Ich habe die Frauen gern machen lassen, wie sie wollten, «aber es isch immer uf mini Verantwortig gange».

Zu den Frauen hatte ich einen schönen Kontakt. Sie sind vorher vorbeigekommen, haben sich das Gebärzimmer und die Zimmer für die Wöchnerinnen angeschaut. Scuol hat eine schöne Geburtsabteilung, sechs Betten, drei Zimmer, das Gebärzimmer ist schön ausgebaut seit dem Umbau, auch zum arbeiten war das schön. Ich habe die Geburt begleitet und bin dann jeden Tag zur Betreuung ins Spital gegangen. Es hatte eine gute Schwesternhilfe dort. Sie hat die normale Pflege gemacht. Aber ich bin jeden Tag hingegangen, ein paar Stunden, habe die Kindlein und die Frauen kontrolliert.»

«Verdient hät ma scho nüt. [...] Me isch öpper gsii im Dorf»

«Man ist schon bekannt gewesen im Dorf. Man hat eine spezielle Stellung inne. «Me isch öpper gsii im Dorf». Auch als ich in der Klinik war, blieb es so und hat sich nicht geändert. Man hat sich gekannt und ich habe Freude gehabt, wenn ich die Frauen mit den Kindern getroffen habe. Oder sie sind später ins Spital gekommen, um die Kindlein zu zeigen. Viele Frauen erinnern sich immer noch. Der Stellenwert der Hebamme hat sich verändert. Früher hatte halt fast jedes Dorf oder ein paar Dörfer zusammen eine Hebamme. Sie war jemand wichtiger. Am Anfang bekam ich ein Wartgeld von Fr. 1200.– pro Jahr, pro Geburt Fr. 50.– von der Gebärenden. Vielleicht noch etwas Käse oder Braten dazu und die Einladung zur Taufe. Später hat der Schweizerische und der Ostschweizerische Hebammenverband – so hat er später geheissen [Sektion Rätia war der erste Namen gewesen] – den Lohn festgelegt. Im Spital war der Lohn zu Beginn auch tief. Einen rechten Lohn hatte ich erst,

als der neue Verwalter ins Spital kam. Er hat die Verträge geprüft und angepasst!»

Risiko: Steisslage, Blutungen, Tod

«Jede Geburt ist ein Erlebnis. Bis es so weit ist, hat man aber schon mal Sorgen. Zu der Zeit, als es noch kein CTG oder Ultraschall gab, hat man die Lage abgetastet und mit dem Holzstethoskop Herztöne geprüft. Eine Steisslage gab es ab und zu mal. Auch Zwillinge kamen einmal, oh-ha ... da kommt ja noch eines! Heute riskiert man nichts mehr, besonders bei einer Erstgebärenden macht man Kaiserschnitt.

Ich habe geschaut, dass der Arzt dabei war, man hat das Risiko geteilt. Die Assistenzärzte [mit weniger Erfahrung in Geburtshilfe] hatten es aber auch lieber, wenn sie mit der Hebamme zusammen entscheiden konnten. Eigentlich ist sehr wenig passiert, auch bei all den Geburten in Steisslage zu Hause. Man war nicht kompliziert. Die Frauen waren jünger, denn mit über 30 Jahren zu gebären galt schon als Risiko. Manchmal gab es sehr starke Blutungen. Im Spital gab es Infusionen, und zu Hause? In den letzten Jahren habe ich auch Infusionen – ein Venflo⁴ - gesteckt, aber gelernt habe ich das nicht im Fontana. Ich habe es nicht gern gemacht, aber der Arzt wollte es. Denn es war überall üblich und man war schon bereit, wenn eine Infusion nötig wurde. Mit Dr. Spycher habe ich immer sehr gern gearbeitet. Wir haben lange zusammengearbeitet. Auch mit Dr. Hablützel gab es eine gute Zusammenarbeit, sehr nett. Ich wusste immer, dass sie kommen, wenn man sie braucht. Früher war ab und zu etwas [Trauriges] passiert bei der Geburt. Früher ist vielleicht auch eine Frau oder ein Kindlein gestorben bei der Geburt. Aber man hat es als Schicksal angenommen. Heute DARF das NICHT mehr passieren!»

«Der Dammschutz war damals noch wichtiger gewesen»

«Die Ärzte haben in den grossen Spitälern den Hebammen viel weggenommen. Hier in Scuol war das nicht, ich hatte nie ein solches Gefühl. So will natürlich niemand mehr Hebamme werden, wenn sie die Frau überwacht während den Wehen und der Arzt kommt nur im schönsten Moment. Die Hebamme darf das Schönste, die Dammvorbereitung mit warmen Wickeln, mit Massage ... den Dammschutz machen und dann kommt das Kind, die Erleichterung der schönste Teil der Geburt! Wenn das der Arzt übernimmt, ist der Beruf nicht mehr interessant. Nur noch zudienen will die Hebamme nicht. Die Hebammen haben sich aber

schon gewehrt! Man übernimmt eine grosse Verantwortung. Bei Komplikationen ist man froh, Unterstützung zu haben. Oder auch sonst war ich froh, wenn der Arzt während den Wehen vorbeikam und fragte wie es geht und nicht nur zuletzt kommt. Im Fontana hatte ich den Dammschnitt nicht gelernt. Wichtig war ein guter Dammschutz und wenn es einen Riss gab, war das eigentlich gar nicht so schlimm. Ich habe das Gefühl, dass ein kleiner Riss besser verheilt. Später habe ich auch selber geschnitten und hatte gar nicht gerne, wenn der Arzt daneben stand. Ich habe ihm die Schere aus der Hand genommen. Die Ärzte haben selber immer zu viel geschnitten. Wir [Hebammen] haben das Gefühl selber viel mehr, ob es ein «Schnittli» braucht oder sogar eine Anästhesie vor dem Schneiden. Aber wenn man im letzten Moment schneidet, hat die Frau gar nichts gespürt und der Arzt ist immer bereit und will immer zu früh schneiden.

Bei uns damals war der Dammschutz noch wichtiger gewesen. Er galt als beinahe das Grösste [Wichtigste]. Mit Sr. Martina, eine Diakonissen-Hebamme haben wir das mit viel Gefühl richtig gelernt, auch mit Frau [Alice] Rigonalli. Ein schöner Schnitt kann besser genäht werden.»

«Reden und fragen, spüren was, gut ist»

«Mit Lesen und Interessieren habe ich mich ständig weitergebildet. Ich hatte auch immer eine Hebammezeitung aus Deutschland abonniert. Da gab es immer viele Beispiele drin, Fälle die mich interessierten. Ich habe einen Kurs während zwei Wochen in St. Gallen für Ultraschall und CTG absolviert. In den ersten Jahren gab es im [Frauenspital] Fontana ein Tag pro Jahr mit einem Vortrag von einem Arzt. Aber man musste selber darum [die Weiterbildung] bemüht sein.

Wenn die Schwangere über dem berechneten Termin war, hat man höchstens zehn Tage gewartet. Hausmittel waren dann warm Baden, Laufen, Laufen, Bewegung. Es gab auch Medikamente, aber ich habe fast nie Medikament eingesetzt. Schmerzmittel habe ich bei den Hausgeburten nie verabreicht. Mit Kräutern konnte ich mich nicht anfreunden. Die Frauen sollten natürlich leben und viel laufen, nicht zu dick werden.

Es gab schon einen enormen Wandel im Beruf von meinem Beginn als Schülerin bis zum Schluss. Um den Fortschritt in der Überwachung war ich froh, um die Apparate. Früher hatte ich die Herztöne mit meinem Holzstethoskop alle halbe Stunde eine gute Minute lang abgehört. Später hat man mit dem CTG während einer halben Stunde [Herztönes des Kindes und Wehen-

tätigkeit] registriert. Am Anfang war ich unsicher. Und heute ist das Gefühl bei den Hebammen verloren gegangen. Als das CTG neu war, hatte man schnell Angst gehabt und hat schnell Kaiserschnitt gemacht. Mit dem Stethoskop hat man nichts [Abnahme der Herztöne während einer Wehentätigkeit] gesehen. Das CTG war gut aber auch unsicher machend. Ich musste auch lernen, die Kurven des CTGs richtig zu interpretieren.

Schon früher waren die Männer [bei einer Geburt] in Scuol dabei. Manchmal gingen sie wieder wenn es lange dauerte, aber auf Wunsch wurden sie gerufen. Im [Frauenspital] Fontana galt das nicht. Erst kurz vor der Geburt, hat man ihnen berichtet. Das war für Männer nicht angenehm gewesen, man hatte sie im Fontana nicht gern dabei.

Hier in Scuol hat man mit den Frauen nach der Geburt geredet und gefragt wie sie es gern hätten. Das ging weil es wenige waren und individuelle Pflege möglich war. Ich habe gespürt wie die Frau es lieber wollte. Erstgebärende hatten gerne rooming-in, die Babys bei sich. Mehrgebärende wollten Ruhe. Zu Hause waren schon zwei oder drei Kinder. Diese Mütter waren froh wenn sie etwas ausruhen konnten im Wochenbett im Spital. Wenn man immer die gleiche [betreuende] Person ist, spürt man besser, was die Frau lieber möchte, was gut ist für sie. Wenn das Personal immer wechselt, hat man diese Beziehung zur Hebamme nicht. Und trotzdem hat man sich nicht mit allen gleich gut verstanden. Manchmal hatte ich zu wenig Zeit für alle oder ich machte mir Vorwürfe, dass ich mir nicht genug Zeit genommen hätte. Aber manchmal hatte es zu viele Wöchnerinnen auf einmal. Das Wetter, die Atmosphäre hat einen Einfluss, so dass alle zur Geburt zusammen kamen. Einmal hatte ich drei Gebärende zusammen. Eine war im Gebärzimmer, die anderen in den Wöchnerinnenzimmern. Ich musste spüren welche Frau wohl zuerst zur Geburt kam ... dann gab es wieder tagelang keine Geburten mehr. Es war schwierig, die Arbeit einzuteilen. Manchmal war ich wochenlang Tag und Nacht unterwegs. Als dann die Hebamme, die mich gewöhnlich ablöste, auch schwanger wurde und nach einer schnellen Geburt im Spital lag, war ich einmal so sehr erschöpft, dass ich sie bat ihre Zimmernachbarin für eine Nacht zu überwachen. Ich musste schlafen!»

«Vor solchen Entscheidungen ist man früher nicht gestanden.»

«Heute macht man viel für Behinderte. Früher waren sie in der Familie integriert. Klar, es waren andere Verhältnisse. In einer Bauernfamilie ging das [mongoloide] Kind einfach mit, hat ge-

holfen, so gut es konnte, war akzeptiert. Heute müssen sie in die geschützte Werkstatt. Dort schaut man sicher sehr gut zu ihnen. Aber wieso müssen sie überhaupt weg? Man muss sie schon beschäftigen, aber man wollte sie auch in der Schule nicht integrieren. Damals war ich im Schulrat und habe einen Vorschlag gemacht [zur Integration von Behinderten in die normale Schule]. Heute macht man das nun. Es gibt in Scuol ein Projekt.

Es gab es, dass ein Kind behindert zur Welt kam und die Eltern vorher nichts wussten davon. Das war oft sehr schwer! Bis die Eltern das Kind annehmen konnten, das hat [lange] gedauert. Ich hatte nicht gleich den Mut zu sagen [, dass es behindert sei]. Ich sagte, dass ich es vermute, aber man müsse zuerst die Blutuntersuchungen abwarten. Ob es heute leichter ist, wenn die Eltern ein paar Monate vorher von einer Behinderung wissen und mit diesem Gedanken zur Geburt kommen.....» *ma i weiss nit*! Oder ob es besser ist, sie kommen mit Freude zur Geburt und dann folgt dieser grosse Schock? Beides ist schwer! Es hat es auch gegeben, dass die Eltern das Kindlein trotz Behinderung sofort angenommen haben. Das ist unser Kindlein! Andere wollten es nicht wahr haben. Aber, wenn man nicht parat ist für eine Abtreibung, dann soll man gar nicht Tests machen. Vor solchen Entscheidungen ist man früher nicht gestanden. Man will viel zu viel wissen, man weiss zu viel.»

Die Samnaunerinnen

«Die Samnauner Frauen waren in den [19]60iger Jahren noch einfache Leute. Heute sind es reiche Familien. Viele gehen jetzt nach Samedan in die Kontrolle und zum Gebären. Früher hatte es im Tal eine Hebamme, Hanni Jenal hiess sie. Und trotzdem wäre es schlimm für die Frauen dort, wenn die Geburtsabteilung in Scuol schliessen würde.

Die Hausgeburten vermisse ich nicht, wegen der grossen Verantwortung. Jetzt möchte ich nicht wieder einsteigen, jetzt bin ich raus aus dem Beruf. Ich habe 40 Jahre als Hebamme gearbeitet. 1995 bin ich mit 62 Jahren pensioniert worden, aber bis 2000 habe ich ausgeholfen im Spital. Aber dann war endgültig fertig. Jetzt mag ich nicht mehr in der Nacht aufstehen, ich bin 70 Jahre alt, das reicht!»

Synthese

Drei Frauen, drei verschiedene Lebensgeschichten: Doch alle sind sie aus einfachen Verhältnissen im Engadin oder Münstertal aufgebrochen in die «Grossstadt» Chur zur Ausbildung als Hebamme. Sie wurden mit vielem Neuen und Fremden konfrontiert, das sie auf unterschiedliche Weise erlebt und verarbeitet haben.⁵ Ihre Muttersprache ist Romanisch, die Kurse in Chur waren in Deutsch. Sie haben von früh morgens bis spät abends ohne Bezahlung und ohne Ferien gearbeitet und gelernt. Unter einem charismatischen Chefarzt, Oberschwestern und Chefhebammen wurden sie für ihren zukünftigen Beruf gedrillt, manchmal mit mehr Einfühlungsvermögen, manchmal mit strengen Methoden. Sie haben in der sterilen Klinik mit ihren hierarchischen Strukturen und strengen Regeln für die Wöchnerinnen einen Beruf erlernt, den sie unter völlig anderen Bedingungen in ihren Taltschaften ausüben mussten. Obwohl die Hebammen dem örtlichen Arzt unterstellt waren, handelten sie in erster Linie selbstständig. Nur im Notfall liessen sie den Arzt rufen, um meistens mit ihm zusammen eine schwierige Geburt erfolgreich zu Ende zu führen. Bei den Hausgeburten waren sie mit der Armut des Bergkantons Graubünden konfrontiert und lösten viele Probleme mit innovativen Ideen. Die hygienischen Verhältnisse bereiteten viel Kopfzerbrechen und waren wahrscheinlich die grösste Herausforderung im Vergleich zum Erlernten in der Klinik.

Die drei Frauen sind bekannte Persönlichkeiten in den Dörfern, in denen sie gewirkt haben, und die Mütter und Väter schätzen sie sehr. Der Hebammenberuf hat von den Frauen Gewissenhaftigkeit, Entschlossenheit und viel Einfühlungsvermögen gefordert. Sie wirkten an mehreren gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Schnittstellen ohne sich dessen immer bewusst zu sein und ohne diese Macht auszunutzen. Die Identifikation mit dem Beruf ist erstaunlich. Nur wer diesen Beruf liebt, arbeitet unter den geschilderten Bedingungen. Doch bis heute sind Pflegeberufe unterbezahlt und Aufopferung – eine typisch weibliche Eigenschaft – wird weiterhin als gegeben angenommen und nicht entsprechend ins Berufsbild einbezogen und entlohnt. Gemeinsam ist den Hebammen trotz der harten körperlichen Arbeit und den Schicksalsschlägen ein unvergleichlicher Humor. Die Lebensgeschichten reihen sich in Anekdoten aneinander, gespickt mit Witz und Lebensfreude. Die Geburt eines gesunden Kindes ist jedes Mal ein besonderer Moment für Hebamme und Eltern und scheint DIE Kraftquelle zu sein. Trotz all diesen be-

rufsbedingten Gemeinsamkeiten sind die drei Frauen natürlich eigenständige Persönlichkeiten mit unterschiedlichen Charakterzügen. Die 86-jährige hat vom Beruf schon länger Abschied genommen und verfolgt aus dieser Distanz besorgt die Entwicklungen rund um die Geburt, das Verhalten der Frauen zu ihrem Körper und die Beziehung Klinik - Gebärende. Energisch, zackig und immer noch mit viel Elan spricht die 83-jährige von «meinen» Frauen und «meinem» Gebärsaal. Obwohl sie während ihrer aktiven Tätigkeit im Tal viele Neuerungen rund um die Geburt eingeführt hat, ist sie heute zurückhaltend für weitere Veränderungen. Am wenigstens Distanz zum Berufsleben hat die jüngste ehemalige Hebamme. Die 71-jährige ist offen für Diskussionen um aktuelle Themen, wie pränatale Diagnostik o.ä. in der Geburtshilfe. Zuerst zurückhaltend und korrekt, dann aber mit klaren Begründungen und Lösungsvorschlägen argumentiert sie in reinster Hebammenmentalität!

Der Altersunterschied der Hebammen beträgt 15 Jahre. Die Interviews zeigen klar, mit welchen unterschiedlichen Problemen sich die drei Frauen in ihrer jeweiligen Zeit auseinandersetzen mussten oder auch nicht mehr wollten. Die Jüngste hat sich den Neuerungen angepasst und Fortbildungen besucht. Die Älteste verfolgt die Neuerungen mit Besorgnis und hofft, dass sich alles wieder zum - aus ihrer Sicht - Besseren wenden wird.

Veränderungen rund um den Beruf der Hebammen

Der rein weibliche Hebammenberuf ist seit dem 18. Jahrhundert vorübergehend in zwei Tätigkeitsfelder aufgetrennt worden: das der weiblichen Hebammen und das des vorherrschend männlichen Geburtshelfers oder Gynäkologen. Aus dem Blickwinkel der Frauen wurde das Gebären in dieser Zeit zu einem Entbundenwerden. Das Umfeld für die Hausgeburt veränderte sich über die Jahrhunderte kontinuierlich. Es lebten nicht mehr verschiedene Generationen unter einem Dach, und die Frauen sind ausserhalb ihrer Wohnungen berufstätig geworden. Der Arbeitsort der Hebammen verlegte sich mehr und mehr in die regionalen Kliniken mit den Geburtsabteilungen. Die Hebammen befanden sich wieder im Spital und somit im sterilen Umfeld ihrer Ausbildungszeit. Doch in diesen kleinen Talschaft-Spitälern trug immer noch die Hebamme in erster Linie die Verantwortung für den glücklichen Geburtsverlauf. Für die Gebärende hingegen änderte sich sehr viel. Eine andere Hebamme aus

Scuol, Claudia Rumpe, formuliert es wie folgt: «Wenn ich als Hebamme [nach Hause] gehe, bin ich Gast bei einer Frau, die gebärt, und sie ist zu Hause, also ist sie die Hauptperson und in ihrem Umfeld. Im Spital ist es umgekehrt, die Frau kommt an einen fremden Ort und alle sind dort zu Hause, die Ärzte, die Schwestern, die Hebammen, nur die Frau nicht. Ich finde das ganz wichtig auch für das Geschehen bei der Geburt, dass die Frau sich eben wohl und zu Hause fühlt.»⁶

In der Anonymität einer grossen Klinik ist dies sicher ein Problem. In den Talschaften waren die Hebammen bekannt, auch wenn sie nun nicht mehr ins Privathaus gekommen sind. Allerdings ist, wie vieles mehr in unserer heutigen schnelllebigen Zeit, ein zeitlich begrenzter und verkürzter Kontakt zwischen der Mutter, dem Kind und der Hebamme entstanden.

Schon bald mussten sich die Hebammen im Spital neuen Herausforderungen stellen. Der Einzug der Technik in den Gebärsaal verlangte von Ihnen zusätzliche Fachkenntnisse und Ausbildung. Mit der Technisierung stellten die werdenden Eltern auch höhere Erwartungen an den Geburtsverlauf. Schicksalsschläge waren vermeidbar geworden und die Alles-ist-machbar-und-berechenbar-Mentalität eroberte die Geburtshilfe.

Die drei Hebammen haben in einer Zeitraum, der enorme Veränderungen in ihrem Berufsfeld brachte, gewirkt. Geändert aber hat sich etwas Entscheidendes nie: Die Hebamme arbeitet immer noch in einem Freiraum für eine wunderbare Begegnung von zwei Frauen (und dem werdenden Vater), die für kürzere oder längere Zeit zusammen funktionieren müssen und zusammen einen tief emotionalen Moment erleben.

Veränderungen rund um den Frauenkörper

Frauen leben in Monats- und Lebenszyklen. Pubertät, Schwangerschaft und Wechseljahre sind Umstellungszeiten, die mit einschneidenden hormonellen und körperlichen Veränderungen einhergehen. Während es auf der körperlichen Ebene offensichtlich ist, geschieht es im seelisch-geistigen Bereich verdeckt. Zusätzlich gibt es auch eine soziale Komponente. Die Frau wird mit jeder neuen Lebensphase Mitglied einer anderen sozialen Gruppe: der Mädchen, der jungen Frauen, eventuell der Mütter, der reifen Frauen, eventuell der Grossmütter und der alten Frau. Gleichzeitig verändern sich auch die gesellschaftlichen Erwartungen an sie. Viele Frauen fühlen sich in diesen Zeiten der geis-

tigen und körperlichen Änderungen verunsichert. Sie spüren, dass eine Phase des Lebens zu Ende geht und die zukünftige noch nicht greifbar ist. Der Spiegel präsentiert ihnen die Veränderungen täglich. In diesen Übergangszeiten sind die Frauen verletzlich und auch sensibler als sonst.⁷ Traditionelle Kulturen kennen für diese Übergangszeiten Rituale, die diese Phasen begleiten. Rituale sind in diesem Zusammenhang ein Ganzes von religiösen, ethischen und sozialen Regeln, die von allen Mitgliedern der Gesellschaft als verbindlich anerkannt werden und der Frau helfen die psychische Umstellung zu meistern und zu akzeptieren. Die Vermittler zwischen diesen Lebensphasen sind in traditionellen Gesellschaften Heiler und Heilerinnen, Hebammen und Schamaninnen und Schamanen. Sie sind das Verbindungsglied zwischen der Gesellschaft und der Frau und begleiten sie in den schwierigen oder neuen Lebenssituationen. Doch wie werden in der heutigen Gesellschaft die weiblichen Übergangsphasen wahrgenommen und wer begleitet heute die Frauen auf diesem Weg? Die Frauenärztin oder der Frauenarzt, die Chirurgin und der Chirurg scheinen diese Aufgaben in der heutigen Gesellschaft übernommen zu haben. Eventuell sind die Diagnose und das verschriebene Medikament oder der gynäkologische Eingriff zum modernen Ritual geworden. Eines ist sicher, die Hebamme steht auch in unserer Gesellschaft an der Pforte zum Mutterwerden und hat bei der Geburt und im Wochenbett seit Jahrhunderten die gleiche Aufgabe und denselben starken Einfluss auf die Gebärende und das Kind. Doch die Schwangeren und Gebärenden haben sich verändert. Die Frauen von heute sind informierter. Die Literatur über die Abschnitte vor, während und nach der Geburt ist äusserst umfangreich. Beinahe jede Frau hat mindestens ein Buch gelesen, wenn sie den Gebärsaal betritt. Sie hat ihre genauen Vorstellungen und Erwartungen für die Geburt. Die Erstgebärende ist meistens verunsichert, die Mehrgebärende weiss mehr oder weniger, was auf sie zukommt. Vorstellung und Erwartungen entsprechen aber oft nicht der Realität. Hatte es da die Bauernfrau aus dem 18. und 19. Jahrhundert nicht einfacher? Sie wusste, dass eine ihrer Aufgaben das Kinderkriegen und Aufziehen war, sie HATTE Kinder. Die Frau im 20. und 21. Jahrhundert hat mehrheitlich die Wahl, ob sie überhaupt Kinder will neben einer eventuellen Berufstätigkeit. Sie entscheidet wie viele Kinder und wann sie schwanger werden will, sie WÄHLT Kinder bewusst.⁸ Sie entscheidet selbständiger über ihren Körper. Doch tut sie das wirklich? Sobald der Schwangerschaftstest ein positives Resultat an-

zeigt, beginnt eine neue Phase voller Bevormundungen. Die Schwangere wird von den Medien mit Ernährungsanweisungen und kosmetischen Tipps zur Prävention von bleibenden Schönheitsfehlern eingedeckt. Schwangerschaftsvorsorge mit Blutdrucküberwachung, mit Urin-, Blut- und Gewichtskontrolle wird verordnet und vorgeburtliche Tests werden ausgewertet zur Abklärung der Gesundheit des Fötus. Und wehe, sie hält sich nicht an die Spielregeln, so hat sie alles selber verschuldet! Natürlich haben viele dieser Vorsichtsmassnahmen ihre Berechtigung. Sie können aber die werdenden Eltern und im Besonderen die Schwangere in ganz neue Abhängigkeiten stürzen. Ärzte und Ärztinnen, Hebammen, der Partner und schliesslich die Gesellschaft beobachten nun ganz genau, welche Entscheide sie trifft! Aus einer privaten Angelegenheit rund um den Frauenkörper ist ein öffentliches Ereignis entstanden. Aus dem selbst verwalteten, ist ein verwalteter Körper geworden. Aus der Angst vor dem behinderten Kind, wird ein Anspruch auf das Qualitätskind.⁹

Natürlich gibt es auch viele Frauen, die ihren schwangeren Körper geniessen und einfach nur schön finden. Lange nicht alle Schwangeren machen vorgeburtlichen Test. Die Tendenz zu Schwangerschaften nach dem 30. Altersjahr und somit die Empfehlungen zu testen ist jedoch zunehmend. Die Schwangerschaft muss heute auch nicht mehr versteckt werden. Die Abteilungen mit Schwangerschaftskleidern nehmen unterdessen einen grossen Platz in den Kaufhäusern ein. Photographien vom Bauch werden fürs Fotoalbum geschossen und Gipsabdrücke von der Bauchwölbung stehen im Wohnzimmer. Die Schwangerschaft wird zelebriert! Und trotzdem, das Schönheitsideal des 20. und 21. Jahrhundert hat keinen Raum für Schwangere. Diese Frauen sind kein Zielpublikum in der Werbung. Kaum ist die Geburt überstanden, erteilt das Fachpersonal wichtige Ratschläge zur sanften Förderung der Rückbildung. Leider weit verbreitet kommen aber die Physiotherapeuten viel zu früh zur Mutter ans Bett, um mit der Rückbildungsgymnastik zu beginnen. Der weibliche Körper soll so schnell wie möglich wieder in seinen «Normalzustand», die Normen des Schönheitsideals, zurückgeführt werden.¹⁰

Der Prozess um den Frauenkörper und somit auch um die Geburt ist ein fliessender. Die Technik hat im Verlauf der Jahrhunderte bei einem natürlichen Vorgang überhand genommen. Am Ende des 20. Jahrhundert ist aber das Bedürfnis entstanden die Technik UND die Natur nebeneinander optimal nutzen und walten zu lassen. Auch die Geschichte des Stillens hat eine ähnliche Entwicklung durchlaufen. Einst war es einfach nur normal,

dass die Mutter ihrem Kind die Brust gab. Nur vereinzelt hatten die Mütter anatomische oder gesundheitliche Probleme, die das Stillen verhinderten.¹¹ Mit der Medikalisierung der Geburt, der Verlegung in die Klinik, wurden auch «moderne» Regeln für das Stillen erfunden. Viele Frauen konnten damals nicht stillen, weil die geniale «Einrichtung» des Frauenkörpers, die Produktion von Muttermilch, der Uhr untergeordnet wurde. Aber hormonelle Körperprozesse, Nachfrage und Angebot, die Interaktion zwischen Mutter und Kind, Körperduftstoffe und Geborgenheit sind nur einige Begriffe rund um das Stillen, die den Milchfluss steuern. Eine räumliche und zeitliche Trennung macht also keinen Sinn und ist höchstens eine veraltete Möglichkeit die Wöchnerin zu bevormunden. Heute ist stillen fast wieder selbstverständlich geworden. Die Wissenschaft hat alle Vorteile belegt und nur Stress, unabhängig sein, Schönheitswahn und vereinzelt eine ungünstige Form der Brustwarze sind Gründe, die das Stillen verunmöglichen.

«Die Zeiten ändern sich, es MUSS sich auch wieder ändern» meint die Hebamme aus Ardez, Domenica Calüna – Fratschöl.

Autorinnen:

Barbara Frei Haller (Ardez) ist promovierte Pharmazeutin und Mutter von drei Kindern. Sie arbeitet als Privatdozentin für Ethnobiologie an der Universität Neuchâtel, als Dozentin für Ethnomedizin und Phytotherapie in der Geburtshilfe an der Hebammenschule in Zürich, als Offizinapothekerin in Scuol und als Konsiliarapothekerin für das Ospidal Val Müstair in Sta. Maria.

Lucrezia Schorta-Thom (Zernez) ist dipl. Hebamme und Mutter von drei Kindern. Sie arbeitet als Hebamme und Leiterin von Geburtsvorbereitungskursen im Spital Oberengadin, Samedan, und begleitet Wöchnerinnen nach ambulanten Geburten im Wochenbett zu Hause.

Adressen:

Barbara Frei Haller
Bröl 25
7546 Ardez

Lucrezia Schorta-Thom
Curtins
7530 Zernez

- 1** Dolantin enthält Pethidin hydrochlorid, ein Ersatz für Morphin zur Schmerzstillung und zur Relaxation des Gebärmutterhalses während der Geburt.
- 2** Lysoform ist eine Kaliseifenlösung mit Formaldehyd und Orthooxytoluol, das zur Desinfektion von Instrumenten, Wäsche und für Spülungen verwendet wurde.
- 3** In diesem Fall Krämpfe gefolgt von Bewusstlosigkeit und Koma nach Nierenversagen, bedingt durch Verkrampfungen oder veränderte Durchlässigkeit der entsprechenden Gefässe.
- 4** Venflo ist ein Markenname einer Kanüle, die heute vorsorglich hinter der Handwurzel in eine Vene gelegt wird, um während der Geburt rasch möglichst Medikamente verabreichen zu können.
- 5** Siehe dazu auch: TÖNGI, Claudia: Im Wissen Fremd: Zur Lebensgeschichte einer Schweizer Landhebamme im 20. Jahrhundert, in: Schlumbohm, u.a., Rituale der Geburt, 138.
- 6** FREI BERTHOUD, Video NZZ Format, Zürich, 30.04.2000.
- 7** SCHINDELE, Eva: Übergänge im Frauenleben – Medikalisierung und Stigmatisierung durch die westliche Medizin, in: GOTTSCHALK-BATSCHKUS, Schuler, Iding, Frauen und Gesundheit, 263.
- 8** Die in vitro Fertilisation wird hier ausgeklammert. Was muss sich eine Frau und ihr Körper alles gefallen lassen, falls zwischen dem Kinderwunsch und der Geburt des Kindes die Stationen einer in vitro Fertilisation liegen?
- 9** DUDEN, Die Gene im Kopf, 162.
- 10** OFFERMANN, Claudia: Die Veränderung des Körperbildes in der Schwangerschaft, in: GOTTSCHALK-BATSCHKUS, SCHULER, IDING, Frauen und Gesundheit, 332.
- 11** JEGER, Berichterstattung über Wöchnerinnen, in: JECKLIN, Verhandlungen des ersten bündnerischen Jugendfürsorgekurses, 92.